

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 11. — Sonntag, den 13. März 1927.



Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf 242 und 249.

Elterleins älteste Einwohnerin.

Das menschliche Leben, das schon in früheren Jahren oft vielen Leiden in der Familie, wie Krankheiten, Teuf-

worden. Durch viel Mühe und Arbeit hat sich die Frau müssen mit ihren 4 Kindern, von welchen 2 Töchter im Alter von 14

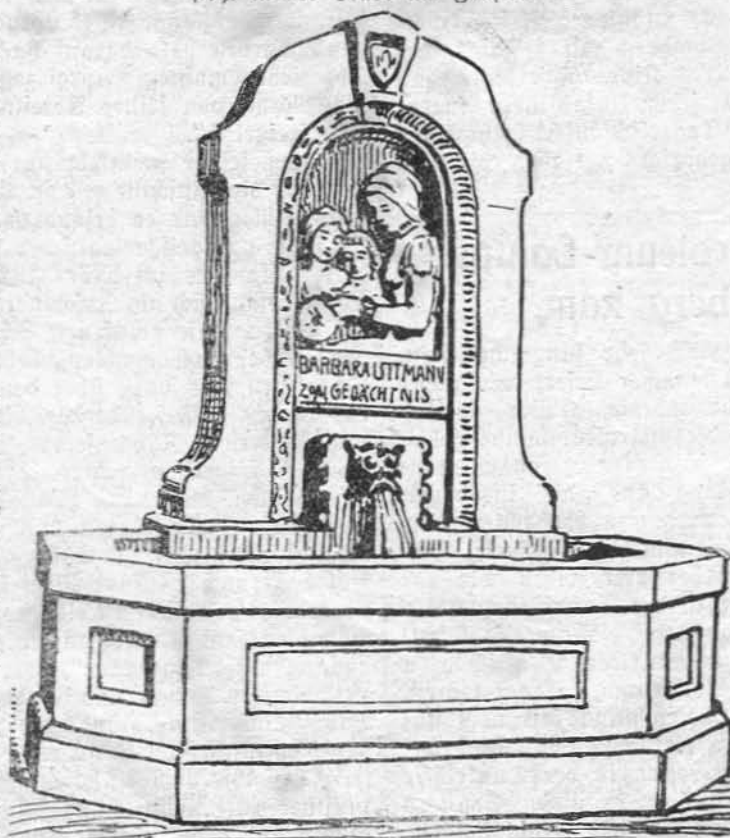
und 16 Jahren gestorben sind, allein forthelfen. Sie hat sich nur durch Spigenklöppeln den nötigen Lebensunterhalt verdient und ist heute, ihrem hohen Alter entsprechend, noch körperlich und geistig rüstig. Außer ihren beiden Töchtern Frau Minna Süß, hier, 66 Jahre alt, und Frau Selma Koted in Oberwürschnitz bei Stollberg, 57 Jahre alt, zählt die Jubilarin heute noch 2 Enkel und 1 Urenkelin. Möge es Frau Graupner vergönnt sein, dieses Jahr im Kreise ihrer Lieben den 90. Geburtstag bei noch geistiger Frische fröhlich feiern zu können.

Da diese Urahne ein gutes Gedächtnis hat, vermag sie noch folgendes aus ihrem Erlebnis zu erzählen:

„Ostern 1843 kam ich mit etwa 50 Mädchen und Jungen in die hiesige Volksschule, d. i. das frühere Kreher-Haus (jetzt Buchdruckerei von Gustav Meyer). Diese Schule besuchten wir 8 Jahre lang und wurden in dieser Zeit von 3 Lehrern (Rektor, Kantor und 1 Lehrer namens Just) unterrichtet. Damals wurde in meiner Heimatstadt vorwiegend Landwirtschaft betrieben. Auch die Nagelschmiederei und die Spigenklöppelei waren hier zuhause. Noch viel weiß ich von der Revolution im Jahre 1848. Es amtierten zu dieser Zeit in Elterlein Pastor Hedder aus Grünhain und Bürgermeister Ullmann, ein Elterleiner, welcher das Haus auf der hinteren Gasse, was heute Herr Hackebeil hat, besaß. Dieses Gebäude ist aber schon einmal abgebrannt. Dort im Hammergrund, wo heute Epperleins Papierfabrik und Trockenhaus steht, war eine Nagelfabrik, in deren Räumen einige Maschinen zur Infertion von Nägeln aufgestellt gewesen sind. Diese Fabrik, welche erst einige Jahre alt war, wurde am 29. März 1848 von den



Das Geburtshaus der Frau Graupner, welches über 100 Jahre alt ist. Vor dem Hause sind Moritz Süß aus Hammerunterwiesenthal und seine Frau zu sehen. Die Jubilarin steht in der Stube am Fenster.



Barbara Uttmann wurde in Elterlein erzogen. Zu ihrem Denkmal auf dem Elterleiner Markte, welches unser Bild zeigt, blickt auch die Jubilarin dankbar auf, deren wir heute in unserem Heimatblatt gedenken, und die am Klöppelsack sich ihren Lebensunterhalt erwarb.

In unserer Stadt Elterlein hat gegenwärtig Frau Antonie Amalie gesch. Graupner geb. Siegel die Ehre, als älteste, im 90. Jahre stehende Einwohnerin genannt zu werden. Sie erblickte am 11. Dezember 1837 in Elterlein, Grünhainer Str. Nr. 161, das Licht der Welt und ist eine Tochter des Waldarbeiters Carl Gottlob Siegel, der damals Besitzer dieses Hauses war. Ihr Geburtshaus bewohnt sie heute noch bei einem Alter von 89 Jahren zusammen mit ihrem Schwiegersohne, Herrn Moritz Süß, 70 Jahre alt, und dessen Ehefrau Minna Süß geb. Graupner, 66 Jahre alt. Also in einem Hause 3 Personen mit zus. 225 Jahren ist würdig, erwähnt zu werden.

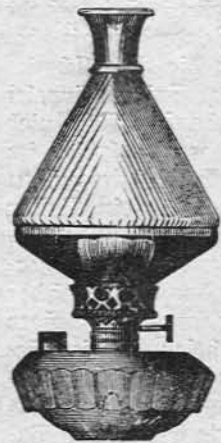
Frau Graupner war verheiratet mit dem Handarbeiter Karl Hermann Graupner. Derselbe ist etwa 1843 in Elterlein geboren und hatte 6 Jahre bei den Garde-Regimenten in Pirna gedient. Er nahm auch an den Feldzügen von 1866 und 1870/71 teil, von welchen er glücklich und gesund wieder nach seiner Heimatstadt Elterlein zurückgekehrt ist. Vor 56 Jahren, also nach 4jähriger Ehe, ließ er sich von seiner Frau scheiden, ließ also somit seine Frau mit 4 minderjährigen Kindern allein u. ging 1 Jahr darauf nach Amerika. Zwar war er nachdem wieder einige Male besuchswillig hier, doch ist seitdem bis heute von ihm nichts wieder gehört

Elsterleiner, Scheibenberger und Mittweidaer Nagelschmieden eingerissen. Da den Nagelschmieden diese maschinenmäßige Herstellung der Nägel eine Konkurrenz war, befürchteten sie nun, im Nagelschmiedehandwerk ihr Brot nicht mehr verdienen zu können und scharten sich deshalb zusammen. Der Anführer war ein Scheibenberger Lehrling. An genanntem Tage vormittags zogen diese um ihre Existenz kämpfenden Schmiede vor die Nagelfabrik, der Anführer schlug den Türendrücker weg und dann stürmten sie das Gebäude. Die Maschinen und Nägel wurden in den vorbeischießenden Bach und in den Teich geworfen. Die Maschinenteile schlug man in viele Stücke. Nachmittags selbigen Tages sind diese Störenfriede durch Schwarzbach nach Mittweida i. Erzgeb. gezogen, wo auch eine Nagelschmiede zerstört worden ist. Auch hatten sie die Absicht, die in Scheibenberg stehende (am Berge, wo die vormalige Ottosfabrik steht) Nagelfabrik noch einzuhämmern, kamen jedoch nicht dazu. In der folgenden Nacht hatten diese wütenden Gesellen sich in allen möglichen Winkeln und Erdhöhlungen verborgen; da sie schon befürchteten, daß ihnen zu Leibe gegangen wird. Den nächsten Tag rief die Stadtbehörde Militär zu Hilfe, worauf in kurzer Zeit die Freiburger Reiter schnell herbeigeeilt kamen und noch vormittags die sämtlichen Nagelschmiede aus der ganzen Umgegend aus ihrem Versteck holten, sammelten und dann gebunden auf Leiterwagen schichteten. Nachmittags erfolgte der Abtransport der vollbeladenen Wagen nach dem Gerichts-Amte zu Grünhain. Dort erfolgte die Aburteilung, wobei alle beteiligten Nagelschmiede mit Zuchthausstrafen bis zu 12 Jahren (auch der Scheibenberger Lehrling mit 12 Jahren) bedacht worden sind. Diese Zeit mußten die Nagelschmiede in Waldheim verbringen, wo auch mancher gestorben ist.

Ich wurde Ostern 1852 mit zusammen 23 Mädchen und 20 Jungen in Elsterlein konfirmiert. Von meinen Schulkameraden sind mir noch folgende bekannt: Hermann Gehlert (Briefträger), Karl Illing, Bernhard Schmiedel, Louis Ebert, Karl Hentschel, Groschupp, Albert Niedermann, Erdmann Schumann, Antonie Fißcher (Kreisel), Natalie Bauer, Teresie Jadesch, Adeline Schneider, Amalie Stang, Bergner.

Ich habe vom 5. Jahre ab bis zum 86. Jahre gekloppt und mir meinen Lebensunterhalt zum größten Teil selbst verdienen müssen, zumal mein Mann, nachdem wir 4 Jahre verheiratet waren, mutwillig mich mit 4 Kindern verlassen hat. Vor 3 Jahren habe ich plötzlich ohne jeden Unfall mein Augenlicht verloren. Ich kann also das Tageslicht nicht mehr sehen und muß mich nur auf meine Angehörigen verlassen, die mich sorgsam pflegen."

Wie die erste Petroleum-Lampe nach Scheibenberg kam.



Das wird wohl sehr lange her sein, denkt da gewiß mancher Leser, wenigstens ein paar Jahrhunderte. Wie ärmlich nimmt sich doch die Petroleumlampe neben der reichen, ja bisweilen geradezu feenhaften Beleuchtung aus, die in diesen Wintermonaten wieder zu beobachten war, am Weihnachtsfest und bei mancherlei Veranstaltung! Aber hier stehen wir vor einer Ausnahme in der Entwicklung. Als Baukunst, Bildhauerei, Malerei, Dichtkunst, Musik, Kunsthandwerk u. a. schon zu staunenswerter Vervollendung gelangt waren, befand sich die Beleuchtung fast noch auf der Stufe des Altertums. Napoleon hat sich bei seinen Arbeiten in der Dunkelheit mit dem Schein der Kerze begnügen müssen, Schillers Dramen sind bei dem trüben Licht der Anschlättkerze, deren „Räuber“ man mit der Lichtpußschere „schnäuzen“ mußte, entstanden, und noch der alte Goethe sagte: „Ich wüßte nicht, was die Menschen Besseres erfinden könnten, als daß die Licht-

ter ohne Pußen brennten.“ Auch als vor 1800 die Herstellung des Leuchtgases gelungen war und es in London, Freiberg, Paris u. a. großen Städten zur Beleuchtung verwendet wurde, bediente man sich in der Breite des Volkes und also auch in Scheibenberg der Rüböllampe, deren Licht man durch „Klopplflaschen“ für gewisse Handwerks- und gewerbliche Arbeiten so verstärken konnte, daß es vollauf genügte. So blieb es bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hin, und wo man in den Familien noch eine alte Klopplflasche oder eine blanke Pußschere besaß, sollte man ihnen einen Ehrenplatz neben alten Zinnsachen anweisen.

Die große Umwälzung kam in der Beleuchtung erst, nachdem der Amerikaner Drake am 12. Aug. 1859 im Oelgefilde von Titusville in Pennsylvanien das erste 22 Meter tiefe Bohrloch niedergebracht hatte, das täglich 90 Hektoliter Petroleum lieferte. Nun erzeugte der wertvolle Stoff ein wahres „Oelfieber“ und wurde Welt handelsprodukt, während er als „Steinöl“ schon seit dem Altertum bekannt gewesen war, hauptsächlich aber als Arzneimittel gedient hatte.

Wann und wie hielt nun die Petroleumlampe in Scheibenberg ihren Einzug? Dieses Ereignis ist mit Karl Vorgi verknüpft, dessen Leben auch sonst voll Denkwürdigkeiten war. Er starb erst im Weltkrieg im Alter von 89 Jahren. (Wilhelmstraße Nr. 34) und ist sicher noch vielen Scheibenbergern bekannt als alter Oberleutnant der hiesigen Schützengilde. Geboren wurde er 1827, er erlernte das Posamentierhandwerk und zog mit 18 Jahren in die Fremde. Das Felleisen (damals gebräuchlicher lederner Reisefack) auf dem Rücken, wanderte er frohgemut nach Osten, durch ganz Sachsen hindurch und kam bis Breslau, von da wandte er sich nach der alten Kaiserstadt Wien. Hier arbeitete er unter mühseligen Verhältnissen 1 1/4 Jahr lang, Kurzarbeit und andere Nachteile beeinträchtigten seinen Aufenthalt. Er war noch auf dem Handstuhl tätig, während neben ihm schon Mühlstühle gingen, doch erhielt er für 1 Meter handgefertigte „Galanteriearbeit“ nur den Lohn wie die anderen für 1 Meter Maschinenarbeit. So war er's zufrieden, als ihn die Militärpflicht mit 20 Jahren heimrief. Gerade zur Kirmees kehrte er ins Elternhaus zurück. Bei der „Stellung“ wurden von 12 Rekruten 6 ausgehoben, darunter der lange Karl Vorgi mit. Alle Tauglichen der Jugend wurden bald darauf nach Zwettau befohlen, wo sie ein Los ziehen mußten. Vorgi zog die Nummer 102, da aber nur 100 Mann von seiner Abteilung gebraucht wurden, hatte er sich „freigelost“.

Nach seiner Heimkehr aus der Fremde konnte er beobachten, daß die Maschine wie in Wien, so auch im Erzgebirge einbrang; hier war es besonders die Nagelfabrik in Mittweida. Da sie den Nagelschmieden der Umgegend harte Konkurrenz bereitete, kam es im März 1848 zu dem bekannten Aufruhr. Vorgi befand sich als Zuschauer in der Nähe des Tumults, und als die zu Hilfe gerufenen Schwarzenberger Schützen von der Waffe Gebrauch machten, bekam auch er sein Teil ab, ein Schrotkorn, das nahe über dem Auge einbrang und da blieb bis an das Lebensende des Mannes.

Die ersten Jahre seiner Ehe, der zwei Söhne und eine Tochter entsprossen, waren sehr schwer, vor allem wegen der allgemeinen, drückenden Wirtschaftslage; denn das waren die berücktesten, die teuren und nahrungslosen fünfziger Jahre. Noch in hohem Alter erzählte er, daß er da seine Kinder manchmal habe nach 1 Pfund Brot schicken müssen. Aber von 1860 an trat eine Besserung ein, weil die Posamenten wieder gute Abnahme fanden. Frau Vorgi war Meisterin in der Herstellung der „Bandzacken“, deren sich hiesige ältere Leute noch gut erinnern können und die damals sehr in Aufnahme kamen. Bald konnten ihre Hände die Bestellungen nicht mehr bewältigen, und Karl Vorgi wurde Verleger. Die fertige Arbeit trug er selbst nach Annaberg. In jener Zeit benutzten die Männer zur Beförderung solcher Lasten den hohen Lederkranz und noch häufiger den Quersack aus Stoff, dessen beide Enden von der Mitte aus gefüllt wurden; dann drehte man ihn in der Mitte mehrmals um sich selbst und hing ihn nach vorn und hinten über die Achsel. Die Frauen bedienten sich

der Tragkörbe und großer, hoher Handkörbe. Wie schwer haben sich's die Leute damals werden lassen! Dabei ist Vorigi manchen Tag dreimal nach Annaberg gegangen. Wer wäre heute dazu fähig und bereit?

Da war es im Jahre 1861, wohl um die gegenwärtige Jahreszeit. Der neue Verleger wohnte mit seiner Familie am Markte bei dem Nagelschmied Eduard Röbert, wo jetzt das neue Rathaus steht, in der „Oberstube“.

Als Karl Abends von Annaberg heimkam, sagte er zu seiner Frau: „Gustel, Du warst Dich wunnern, was ich heit mietgebracht hob!“ „Doch net wieder verkehrte Zutot!“ kam es vom Arbeitstische zurück, wo eine schöne, lange Frau noch eifrig mit den Bandzacken beschäftigt war. Aber jetzt machte sie Schluß mit ihrem Tagewerk, stand auf und trat näher, auch die Kinder hatten sich ganz neugierig vor dem Vater aufgestellt. Kaum hatte er sich „leichter gemacht“, so mußte er die Neuheit auspacken. Aber o je! das war nichts zu essen, auch nichts zum Spielen, sondern der Vater tat sehr behutsam damit, ein Drahtgestell, unten mit einer Tülle, oben mit einem Blechring versehen. Die Mutter mußte es halten, und unter allgemeiner Spannung und von Fragen bestürmt, packte der Vater weiter aus. Auf die Tülle setzte er eine Kugel. Nun brachte er eine sehr gut eingehüllte Flasche hervor und füllte jene Kugel mit einer übelriechenden, hellen Flüssigkeit. Dahinein tat er einen Streifen Stoff und verschloß die Kugel mit einer seltsamen, hohen glänzenden Schraube. Den oben vorstehenden feuchten Stoff zündete er an und stellte ein langes hohles Glas darüber. Oben auf das Drahtgestell setzte er noch einen weißen Porzellanschirm, dann hängte er die neue Lampe da auf, wo zu Weihnachten der Leuchter gehangen hatte. Wie sprangen da die Buben vor Freude, wie klatschten die Kinderhändchen ineinander; denn das war ja wieder wie zum heiligen Abend, ja, die eine Lampe schien noch heller als damals alle Kerzen zusammen! Die erste Petroleumflamme war in Scheibenberg entzündet worden und warf ihren Schein hinaus auf den Marktplatz, wo ihn aber kaum jemand beachtete.

Den Vorgifindern bereitete die neue Lampe, die der Vater in Annaberg in einem Geschäfte gesehen und gekauft hatte, noch viele Abende eine besondere Freude, und auch der Mutter war sie bei ihrer Posamentenarbeit sehr gefunden, wenn der Tag zur Rüste gegangen war. kamen dann Bekannte, so wunderten sie sich über das helle Zimmer; denn während sonst der größere Teil des Raumes in Dunkel gehüllt war, war hier der größere Teil erhellt. Anscheinend hat es nicht sehr lange gedauert, so konnte man auch in Scheibenberg das neue Öl und die neuen Lampen kaufen und in zahlreichen Stuben antreffen.

So hatte das Licht aufs neue seinen Ausnahmeharakter bewahrt, in kaum 2 Jahren hatte die Petroleumbeleuchtung ihren Weg von Amerika nach Scheibenberg gefunden, während nicht wenig andere Erfindungen Jahrzehnte, ja Jahrhunderte zu ihrer allgemeinen Verbreitung gebraucht haben.

Wie Georg Einenkel in Buchholz einwanderte.

Zur Erinnerung an einen bahnbrechenden Posamentier des oberen Erzgebirges.

(Fortsetzung.)

XII. Wie sah Buchholz aus, als Einenkel dorthin kam?

Hat Einenkel die Posamentenindustrie in Buchholz und im Erzgebirge eingeführt?

Die böhmische Hauptstadt lag hinter ihm. Rüstig ging's vorwärts. Bald sah er das nächste Ziel seiner Wanderung, das wie eine romantische Tirolerstadt den östlichen Abhang des Schottenberges sich hinaufziehende Buchholz, die Stätte seines künftigen Ruhmes, die Stätte einer für ihn fast dreißigjährigen, angestrengten und gesegneten Wirksamkeit.

Nicht unbedeutend war die Stadt, die er im Sommer des

Jahres 1589 zum ersten Male betrat. Ursprünglich weiter nichts als eine kleine Ansiedelung von Bergleuten, die im Buchenholze dicht an der das kurfürstliche und herzogliche Sachsen scheidenden Grenze nach Silber suchten, vom Kurfürsten Friedrich dem Weissen aber im Jahre 1504 mit dem Stadtrecht beschenkt und St. Katharinenberg im Buchholz genannt, hatte es in kurzer Zeit einen ziemlichen Aufschwung genommen. Wie groß damals die Stadt gewesen sein mag, läßt sich annähernd bestimmen, wenn man bedenkt, daß daselbst im Jahre 1542 etwa 300 große und kleine Häuser gezählt wurden, daß im Jahre 1563, also 26 Jahre vor Einenkels Ankunft in Buchholz, 74 Kinder getauft, 35 Paare getraut und 59 Personen beerdigt worden sind, und daß im Jahre 1614, also 2 Jahre vor Einenkels Tode, Buchholz 13 Mann Rekruten stellen mußte, während Schlettau deren nur 5 zu stellen hatte.

Und als die Silbergruben sich nicht mehr „so höflich und freundlich“ als früher zeigten, und manche Zechen geradezu „versagten“, und die edleren Metalle überdies seit der Eroberung Mexikos und Perus sehr im Werte sanken, so daß auch in Buchholz die dichter gewordene Bevölkerung vom Bergbau allein nicht zu leben vermochte, da war es um die Mitte des 16. Jahrhunderts gelungen, durch Einführung verschiedener Hausindustrien dieser sich mehrenden Bevölkerung lohnende Beschäftigung zu schaffen. So hatten z. B. Annaberger Frauen angefangen, mit Hilfe der bereits im 13. Jahrhundert bekannten Bortenlade Borten zu wirken, die damals zum Auspuß und Schmuck der männlichen wie der weiblichen Kleidung Verwendung fanden und bald ein weit umher im Lande gesuchter Handelsartikel wurden, so daß man anfang, die Waren fabrikmäßig, d. h. durch angelernte Arbeiterinnen, verfertigen zu lassen. Aus diesen Anfängen der Bortenwirkerei hatte sich besonders durch zahlreiche zugewanderte Niederländische Posamentierer, denen Vater August Aufnahme in seinem Lande gewährte, schon geraume Zeit, bevor Einenkel nach Sachsen kam, die Posamentenindustrie von Annaberg und Buchholz sich entwickelt. Ist es doch irrtümlich anzunehmen, daß Georg Einenkel als der erste Posamentier von Buchholz die Posamentenindustrie ins Erzgebirge eingeführt habe. Darin liegt nicht die Bedeutung des unternehmenden und erfindungsreichen Meisters. Treten uns doch z. B. in Annaberg allein nach den dortigen Kirchenbüchern von 1577 bis zum 1. November 1589, an welchem Tage bekanntlich Georg Einenkel die Erlaubnis zum Betriebe seines Handwerkes in Buchholz erhielt, weit über 50 Personen entgegen, die abwechselnd als Wirker, Bortenwirker, Posamentenmacher oder Posamentierer bezeichnet werden. Und steht es doch glaubwürdiger Ueberlieferung zufolge fest, daß die Buchholzer Meisterinnung der Posamentierer, deren älteste Akten und Urkunden leider durch den großen Brand vom 18. Mai 1852 vollständig vernichtet worden sind, schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts, also Jahrzehnte vor Einenkels Einwanderung gegründet worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Mitarbeit an den Erzgebirgischen Heimatblättern der D. Z.

bitten wir alle unsere Leser, geeignetes Bildmaterial aus alter Zeit, sowie Beschreibungen historischer und sonstiger Begebenheiten aus dem Erzgebirge an unsere Redaktion einzusenden. Ein Jeder hilft so das Band der Liebe zu unserer erzgebirgischen Heimat und unserem lieben Vaterland immer fester knüpfen und schafft den Lesern der alten Heimat-Zeitung ein vergnügtes Feierabend-Lesestündchen.



Nooch 'u Feieroohnd.

De alte But'nfraa.

(Nachdruck verboten.)

Uff Ard'n hot a jed's sen'n Stand,
ob arm, ob ahgesah;
drüm hob aah iech mei' Amt'l kriegt:
Jech bie de But'nfraa.

Miech kennt sei jedes Kind in Rast;
war kimmt, dar nicht mir zu.
Ben'n Past'r un in Armehaus,
rundüm hob iech ze tu'.

Un laaf iech drauß' uff Strooß un Wag
men'n Korb, wie schwär ze troong —,
lacht miech jed's Stään'l freindlich aa,
möcht mir „Willkomme“ soong.

Doch bie iech erscht nei in de Stadt,
Dann gieht's gakhie — gakhär;
wohl hundert Läd'n muß iech durch,
iech schwis' oft, wie a Pfahr.

Do laaf iech für Gesund' un Krank' —
für Sarg un Brautfranz ei',
un laf' iech noochert 's Blaaf'l roo,
ward nisch vergaß'n sei.

Is nu de Hud sei zugeschnürt,
zieht's miech zur „Brutbant“¹⁾ hie;
a Kann'l Kaffee laaf iech mir
un trink — un ruh' racht schie.

Alhamzu gieht's halt Schriet vor Schriet
barg-auf un mol barg-oh. —
Ja: Laaf'n bleibbt mei äänz'ge Fräd,
bis iech ne Tud ei'ho!²⁾

Un gieht iech 'mol men'n leht'n Gang,
is üm mei' Laam geschah':
Labbt wohl, ihr Leit! — Vergaßt se net,
de alte „But'nfraa“!

Bernh. Brückner, Leipzig.

¹⁾ Alter Name für Bäckerei mit Kaffee-Ausschank; ²⁾ einhabe.

Mer soll kaa Zieg malken.

Von Bernh. Brückner, Leipzig.

In dr gaaln Strooß, a klaas bißl ahinner, wu sistr dr
scheeße Sandwag ra kam nach dr Eisenbah' zu, do stieht heit
noch a alt's Bah'wärterheisl.

War ihe drinne ze tu' hot, was ich net; oder zu dare Zeit,
wu ich noch Braatle in de Knop'-Fabrik schaffn muß, do is
dortn in dan Heisl asu a rachter gemietlicher Karel ahgestellt
gewaßn. Se hom ne nār eitel ne Zopel-Halm gehaafn, weil'r
vun klaa auf un aah noch, wu ar mit sen'n Voter uff de Streeß
gange is, a bißl a zopeligs Getu an sich hatt. Das Gezopl is,
wu ar älter gewaßn is, sachte verschwundn; dr Spigname oder
net — dar is gebliehn, bis sei lechter Gung aus'n Dorf fort war.

Wenn mir Kinner nu Sonntigs Wespel-Master an Damm
nunterzu ausraachertn un net uff de Ratt spanntn, do kam dr
Zopel-Halm ahgesaust un hot uns ne Laafpaß gahm, manichs-
mol aah ne Cemer zertratn, wu mir ne — Hunig von de
„Wespel“, nei tue wolltn. Nu sei mir halt aah bief' wurn un
hom gebläfft: „Zopel-Halm! Zopel-Halm, bist a alter, bieser
Schalm!“

Wenn Feiertog ra kame un sei Fraa Bettstruh gebraucht
hot, do is dr Halm immer amol zu uns ins Haus komme. Nu
mußt ich'n halbn de Bündle aham schaffn, un bei dare Ge-
laanghät, do bie ich gar oft neikomme ins Bah'wärter-Heisl.

Ei, du meine Güte! Do drinne hot obr alles gezopelt!
Do sei Ruhnielken, klaane un grüße, üm ne Heisl imerink ge-
huppt, Hühnervieh is rümgedämmert, Taubn sei von Schüppel
nauf un runnergesung; in Stall do hot de Zieg Bläfer's'n
geta, als wenn se schu zah Tog lang nisch gefraßn hätt.

Ne greßtn Teebs hom oder de Kinner gemacht. Ei, du
grußer Gott, dos war sei a Hardl! Es war, als wenn se dr
Halm mit dr Eisenbah geschickt kriegt. Nu hieß es haltig bei
dar Zieg: Milich har schaffn. Wenn die schu amol dacht, se
hätt a bißl Ruh, nää, do kam de Frihe — asu hieß ne Halm
seine Fraa — mit ihrn Milich-Tup aahgewadelt, un nu ging
de Queelerei vun frischen lus. Nu konnts niemand dar Zieg
verdenken, wenn se amol schlacht wur un de Frihe übern Hauß
schmiß — ne Milich-Tup nei in Mist. Dr Frihe ging do aah
gäleich dr Gift nei in dr Gall, un 's Rümgeslaater funnt lus-
gieh. Zeleht kam de Frihe doch noch uhmauf; die Zieg kriegt
ihren Bucherts un muß fruh sei, wenn de Malkerei ze Rand
war. —

Nu warsch amol an en'n Sonnohmd, asu üm dr Damme-
ring rüm. De Frihe war ze Mittag nei gange ins Staadt,
weil se ne grußn Gung noch a neis Gadl un ne Maadl a Rödl
huln wollt; ne Sunntig sollt Schulfest sei, do wollt doch's
klaane Kinnerzeig a Fänkela Staat machn. Dr Halm, dar
hatt's seiner Fraa zahmol ahgesagt, se sollt sei net erscht an de
Schaufanstr Maulaffn fahhaltun oder uff ne Wag rüm hatsch. Se
hatt sich's oder net gemerkt; se kam net un kam net. Was
nu mit dan Hardl Kinnern machn! 's klaane Maadl, dos
kriegt Hunger — dos wollt trinkn. Inu, funnt dos Dingl
schreie! 's Gungl, dos hatt de Bauchwitting kriegt; bei dann,
do war de Huf e raanes Saußalle wurn. Draußn, do kam
aller fingerlang e Signal rei; do muß dr Halm fix de Stang'
niedermachen un de Fahn' in dr Hand namme. Inu, du bieser
Kram; un laa Fraa in Haus! Vor lauter Gift, do hätt'r doch
könne gäleich die ganze Bud' zessamm schmeißn — asu a Wirt-
schaft übern Hals ze krieng! Nu fing ah noch de Zieg aah ze
schlaafn; dos arme Tier, die drüdet de Milich, die muß gemolken
warn. Ei, du gerachter Kuckuck; was nu ahfange? — Dr Halm
auket sich de Wang halb aus dan Rup raus, odr — war net
kam, dos war seine Fraa. Wü gut, wie ar finst dr Frihe war
— heit, do hätt er'sche draschn könne; richtig zermalme.
's tat'n bluß dar klaane Gung lad; dar wußt doch gar nimmer,
wu ar dan Plaz in dare Huf noch harnamme sollt!

Na, wie nu immer noch nisch reg wur uff dar ganzn
Stroß in de Falder nüber, do war nu haltig beim Halm kaa
gruß Kuppzerbrachn mehr. Ze allererscht, do muß dar Zieg
geholfn warn. Geschwind nahm'r dan Milich-Tup har un
machet sich drmit in dan Stall nüber. Inusse ja, de Zieg, die
gudet sei net schlacht uff dar Seit rüm, wie sich dar Bartmensh
nahm ihr hie seket. Doch dar ließ ihr gar kaa Zeit, sich ebber
gruß in de Betrachtung nei ze denkn, dar griff feste hie un fing
ah ze malkn.

Oder du gerachter Star! Ihe funnt'r oder sei a Tier
huppn jah! Inusse, du Ahgelich du! Is die Zieg in dar Raf
nauf gebaamt; der ganze Hühnerstall hot gewadelt. Oder —
wie se erscht wieder mit aller Teifelsgevalt runnergesaust kam!
Do flug mei armer Halm wie su a halber Borstwiß uff dar
Seit nüm — dr Tup mitten nei in Drack.

(Schluß folgt.)